

„Es ist nichts weiter als dies unangenehme Kopfmeh.“

„Aber es ist doch gar zu hartnäckig — wollen wir nicht lieber Doktor Morgan kommen lassen?“

„Nein, nein, gewiss nicht, Tantechen. Weist Du, was ich zu tun gedente? Ich werde ausgehen und mich gründlich im Freien bewegen. Entschuldige mich nur bei Tante und erwarte mich nicht früher als fünf Uhr und wieder siehst. Eine gute Dosis des frischen Windes drücken wird mir den Kopf wohl klar legen.“

„Wenn Du das meinst, Geraden, dann geh los! Aber vorher mußt Du ein Glas Madeira trinken und Dich zwingen, ein wenig Biscuit zu essen. Komm, darauf bestehe ich.“

Die kleine Sonne neigt sich ihrem Untergange entgegen und die schweren Wundstöße, welche schon seit Tagesanbruch die Rippen der Taunen bewegten, nehmen jetzt ein Gewalt zu; sie streichen heulend durch die Bäume hin und einzelne schwere Regentropfen fallen zu Nora's Füßen.

Das erwidert sie aus ihrer Trümmerei und bringt ihr zum Bewußtsein, daß der Tag fast zu Ende und ein wildes Unwetter im Anzuge ist.

So geschäftig waren ihre Gedanken während ihres langen, schnellen Wanderns durch Wälder und über die Hügel und von da wieder in unbekanntes Waldland, daß ihr erst kurze Zeit verstrichen scheint, seit sie die Steinruinen von Schloss Ventry hinabstiegen, und doch wie lange ist das in Wirklichkeit her.

Die Nacht ist, um sich umzuwandeln; schon bricht die Dunkelheit herein, und der Ort, an dem sie sich befindet, ist ihr vollkommen unbekannt. Eine ungeheure schwarze Wolke hat sich aufgetürmt und überzieht langsam den ganzen Horizont; sie bringt jetzt einen feinen Sprühregen, der aber schnell zu einem dichten, dichten Regenguß wird; mehr und mehr verfinstert sich die Luft, und schwerer fallen die Tropfen, geschwollen vom Sturmwind, der Nora zwingt, still zu stehen und sich einen Baumstamm zur Stütze zu suchen. Mit einem sehr natürlichen Schreckensgefühl spahrt sie

ratlos in der unbekannten Gegend umher nach einer Stelle, die ihr einigermaßen Schutz böte gegen Kälte und Nässe, und schaut sich glücklos, als sie zu ihrer Rechten eine alte, verfallene Hütte gewahrt. Schnell darauf zueilend, betritt sie dankbar den elenden, tohlen Raum, dessen Boden reichlich bestreut ist mit welken von Wäldern hereingetragenen Blättern und dessen offener Herd noch die Asche von längst erloschenem Feuer bewahrt. In einer Ecke liegt ein Haufen verwitterter Ziehsteinen und ein Bündel Reisig, die vermuten lassen, daß die letzten Inhaber der Hütte noch ein warmendes Feuer zu machen wünschten, ehe sie das baufällige Häuschen verließen, dessen durchlöcherter Dach legt dem Regen nur allzu freien Durchlaß gewährte. Nora vermeidet die nassen Stellen so gut sie kann und läßt sich erschöpfte auf dem Holstisch nieder. Nach ihrer Rechnung muß es ungefähr fünf Uhr sein — in Wirklichkeit ist es allerdings vierspät — da sind sie in Ventry alle in der Bibliothek versammelt einige um den einladenden Teetisch, andere behaglich in den bequemen Polstersesseln ausruhend. Auch Denis wird lässig von seiner Jagd zurück sein und vielleicht denkt er jetzt über ein wenig Besorgnis. Sie meint, sein stiller, trauriges Gesicht zu sehen, seine benähte auf die Tür gerichteten Augen.

Aber warum denkt sie an ihn? Wozu soll das führen? Sie will lieber ihre Gedanken auf die Tante richten, daß sie hier gesungen hat, bis der Sturm vorüber ist, und daß sie selbst dann nicht wissen wird, wohin sie sich wenden soll, um Ventry zu erreichen.

Wie dunkel es wird! Was werden sie auf dem Schloß von ihr denken? Mit wie schmerzlicher, verachtlicher Miene wird Katharine ihre Andeutungen machen über das unverständliche unpassende Benehmen derjenigen, die ein ganzes Haus um einer bloßen Pannne willen in Unruhe versetzen. Und dann —

Großer Gott! Was ist das?

Nur ein Mitternachtssturm; aber in der wachsenden Dunkelheit des Abends erfüllt der Schall ihr Herz mit tiefer Schreck. Und plötzlich tritt die Szene auf dem

Stiesplatz vor ihre Erinnerung. Wieder sieht sie ihn aufstehen und blickt den abblühenden Tag und Nachgedrückt in dem trübsamen Blick seiner Augen.

Eine Nacht, durch nichts begründet, wie die wahre Nacht bis weilen ist, überfällt sie. Sie, wenn die stumme, mörderische Drohung eben zur Tat geworden ist! Wenn eben jetzt der Geliebte ihres Herzens tot liegt, und dieser schwere Regen beständig auf den gefühllosen Körper niederschlägt! Sie sieht das geisterliche Gesicht, die starren Augen. O Himmel! O nein, nein!

Sie schandert heftig und streckt die Hände aus, diese schreckliche Erscheinung abzuwehren. Noch sieht sie so stierend da, als wieder der scharfe Ton durch die Stille bricht. Sie springt auf, eilt in die Türöffnung und starrt wild hinaus, Gesicht und Gehör aufs äußerste anstrengend.

Da wieder! Ganz nahe trachtet jetzt der scharfe Schuß eines Revolvers und gleich darauf der einer Pistole.

Nora ist einer Schmach nahe, aber sie beugt sich dem Gefühl der Schmach und kurz durch den Regen der Stelle zu, woher die Schüsse erschallen. Ein kurzer Lauf bringt sie auf eine Bodenerhöhung, mit Winterbüschen bewachsen und hart daneben läuft unten ein breiter Weg hin, den man, obgleich er zum Teil durch Gebüsch verdeckt ist, durch die Öffnung eines verfallenen Torweges weiter unter an unterirdischen vermag. Je näher sie diesem kommt, desto deutlicher vernimmt sie schmerzliche Schreie, Schreie und stampfende Schritte. In diesem Augenblick weiß sie so gewiß, als wenn sie ihn schon sähe, daß Denis auf dem Wege nahe der dem zerfallenen Torweges ist und daß er hart um sein Leben ringt.

Die Schmach weicht von ihr, jeder Nerv spannt sich, und, auf die Spitze des Hügels springend, blickt sie durch die Winterbüsche auf den Weg mitten und nicht

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

21. März.

1271: Rob. Bruce, Schottentönig, geb. 1521: Friedrich Moritz von Sachsen, geb. (Freiberg). 1685: Joh. Seb. Bach, geb. (Erfurt). 1703: J. P. Richter (Jean Paul), geb. (Wuppertal). 1800: Jules Favre, französischer Staatsmann, geb. (Lyon). 1871: Gründung des ersten deutschen Reichstages. 1871: Graf Bismarck wird in den Fürstentum erhoben. 1902: P. Bulsk, Tenorist, †. (Temesvár).

Unpolitische Zeitläufe.

(Nachdruck unterlagt.)

N. Berlin, 17. März.

Alle Welt redet von dem anstehenden § 2. Ich auch! Aber ich will für heute nicht politische Zeitläufe schreiben, sondern nur einige unpolitische Gefühle ausdrücken. Zunächst mein lebhaftes Bedauern, daß ich nicht auch im Jesuitengewand bin. Öffentlich nehmen wir Fran und Kinder diesen nachträglichen und tatsächlich unangenehmen Besuch nicht abel. Er entspringt eigentlich dem blauen Neid. Denn aus den fürchterlichen Anstalten, die ringsumher erschallen, ersehe ich, daß die ganze politische und jüdische Welt vor den Jesuiten einen ungeheuren Respekt hat. Sie halten offenbar alle Jesuiten für Geisteskranken, die übermenschlichen Kräfte besitzen, und angesichts der bloßen Tatsache, daß ein Jesuit, ein einzelner Jesuit, in Deutschland herumgehen kann, wie ein gewöhnlicher Staatsbürger, fühlen sie sich so heillos erschreckt, wie etwa die Besucher des Zoologischen Gartens bei der Nachricht, daß der König der Tiere zu einem kleinen Spaziergang seinen Käfig verlassen habe. Das verzweifelte Angstgefühl im deutschen Kulturkampf hat eine große, große Bedeutung vor den Jesuiten. Wir Staatsbürger kennen die Jesuiten und lieben sie und ehren sie und küssen sie hoch; aber die Gegner sind uns in der Durchführung der Väter von der Gesellschaft Jesu noch weit über. Vor dem feigen Feind haben sie bekanntlich aus einem richtigen Respekt geholt; aus dem gegenwärtigen Schloß ihrer Gebelne kann man doch sehen, daß sie vor dem ersten besten Jesuiten noch viel mehr Respekt haben.

Man kann Mitleid haben mit diesen Anglimmern, bei denen nichts groß und stark ist, als nur die Finnis. Man kann aber, wenn man gut gelernt ist, auch über die Gelpenherkunft dieser vermeintlich „angestammten“ Leute lachen. In Anbetracht, daß jetzt die unwürdige und grauame Verfolgung der Personen ein Ende hat, kann man das Ding von der 10 m i fchen Seite nehmen und über den antijesuitischen Verfolgungswahn sein Späße machen.

Ich möchte auch noch die gemüthliche Stimmung durch einen ersten Gedanken fördern. So lange der § 2 bestand konnte bekanntlich jedes Mitglied der Gesellschaft Jesu oder eines „verwandten“ Ordens nach dem Belieben der Polizei aus seinem Aufenthaltsort verwiesen werden. Wog er in einem anderen Ort, so konnte dort die Polizei ihn ebenfalls ausweisen, ehe er auch nur ein Wort gesagt oder eine Hand gerührt hatte. Auch den harmlosesten Jesuiten konnte man so nach Belieben durch ganz Deutschland hegen, und wenn er dadurch noch nicht müde genug wurde, um sich über die Grenze in einen zivilisierten Staat zu retten, so konnte man ihn zum Ueberflus noch einen in einem weltfremden Dörfchen anweisen. Gegen all diese politischen Verfolgungen, die dem unbetrübten Mann das Leben im Vaterland unmöglich machten, sollte es gar kein Rechtsmittel. Kein Richter hatte vorher oder nachher ein Wort mitzureden. Das war ein grausiger Dohn auf jeden Begriff von Rechtsstaat. Es war ein Frevel an dem unveräußerlichen Menschenrechte. Da er nun beseitigt ist, wenigstens der Einzelperson betrifft, so können wir bei dieser Gelegenheit uns klar machen, wie wertvoll für uns gewöhnliche Staatsbürger der Rechtschutz ist, den uns die Gesetze und die Gerichte gewähren.

Auch der klein Mann, der unbemittelte Mann, das Dienstmädchen und der Tagelöhner u. s. w. haben ihre Rechte und ihre Rechtschaffenheit. So lange in nicht gegen die Gesetze des Landes verstoßen, kann ihnen niemand was anhaben, auch die Polizei und die mächtigen Wächter nicht. Sie müssen ihre Steuern bezahlen, aber auch nur die gesetzlich berechtigten Steuern; wenn man ihnen mehr abfordert, können sie mit Einspruch und Klage sich ihr Recht verschaffen. Sie

müssen sich der geltenden Ordnung fügen; aber wenn ihnen wegen angeblicher Verletzung der Vorschriften eine Strafe auferlegt wird, so können sie richterliche Entscheidung beantragen. Gegen die Willkür der Verwaltung gibt es eine noch ausgebildete Verwaltungsgerichtsbarkeit, und gegen die Verschuldung einer unruhigen Handlung kann man sich im strafrechtlichen Verfahren vor unabhängigen Geschworenen, Schöffen oder rechtsgelehrten Richtern verteidigen.

Dieser Rechtschutz war zuerst nur nach der politischen Seite entwickelt; die wirtschaftliche Abhängigkeit der kleinen Leute, namentlich der mittellosen Arbeiter, blieb damals noch bestehen. Es blieb noch: Geld regiert die Welt, und wer Mangel an Geld hatte, geriet vielfach in die Willkür des Kapitals. Auch in diesem Punkte haben wir bedeutende Fortschritte gemacht. Es sind zahlreiche Gesetze erlassen zum Arbeiterschutz und es sind ebenfalls viele Gesetze erlassen und werden noch weiter vorbereitet für das Arbeiterrecht. Der wirtschaftlich Schwache ist nicht mehr der Gnade des wirtschaftlich Starken überlassen, sondern kann unter dem Schutze der Gesetze und der Gewerbe gerichte u. s. w. sein Recht erheben, darf sich auch zur Wahrung seiner Interessen mit seinen Genossen vereinigen. Neben dem Qualitätsrecht, das die Schwachen in ihrer Weite stark macht, ist die Arbeitskraft ein wesentliches Hilfs- und Schutzmittel für den kleinen Mann. Er kann dorthin gehen, wo er seine Arbeitskraft am besten verwenden zu können glaubt, und so lange er nicht wegen eines Verbrechens bestraft ist, kann niemand ihn aus dem erlaubten Wohnort vertreiben.

Wer das Gesetz beobachtet, ist frei; wenn ihn jemand in seinem Rechte kränkt, so kann er den Richter zu Hilfe rufen. Diese allgemeine Rechtschaffenheit für Niedrig und Hoch ist ein großer Fortschritt, und wenn man betrachtet, was sich früher die kleinen Leute alles gefallen lassen mußten, so darf man auf die jetzige Ordnung wegen ihrer noch bestehenden Mängel nicht allzu wild schimpfen, sondern muß dankbar anerkennen, daß das Menschenrecht und Menschenwürde schon viel besser gewahrt ist. Auf diesem Wege der Freiheit und Rechtschaffenheit würden wir auch noch fortwährend recht schöne Fortschritte machen können, wenn nicht die Tollheiten und Bos-

heiten der Umsturzpartei absprechend und schändend wirkten. Die größten Feinde des Fortschritts sind die Sozialdemokraten.

Schüler sagt, vor dem freien Mann brande man nicht zu zittern, wohl aber vor dem Sklaven, der die Kette gebrochen habe. Das sollte man nicht gewöhnt, er wird seine Kraft maßlos, brutal spielen lassen und Unheil anrichten. Wenn der Christ sich seiner Freiheit und seiner Rechtschaffenheit erfreut, so wird er in seinem Glauben und seinem Gewissen auch die rechte Anleitung zum vernünftigen Gebrauch finden. Die Hauptsache ist, daß er sich an den Grundsatz hält: Was Du nicht willst, u. s. w., das thue auch keinem andern zu! Wer sein Recht beugt und wahren will, muß auch das Recht anderer respektieren und schonen.

Vernünftig ist es, zur Verteidigung seines guten Rechts von der geistlichen Selbsthilfe und von den vorrechtlichen Rechtsmitteln Gebrauch zu machen. Aber unvernünftig und verderblich ist es, um einer Kleinigkeit willen einen gewaltigen Kampf anzufangen. Wenn man einen Streit beginnen will, so muß der Gegenstand die vorausgesetzliche Mühe, Kosten und Gefahren lohnen. Man muß nicht kämpfen um des Kampfes willen und nicht prozessieren aus bloßer Neugierde, sondern nur aus schlichter Notwendigkeit, um etwas zu verteidigen, oder etwas zu erreichen, was der Mühe wert ist, und was noch menschlicher Berechnung auch erreicht werden kann.

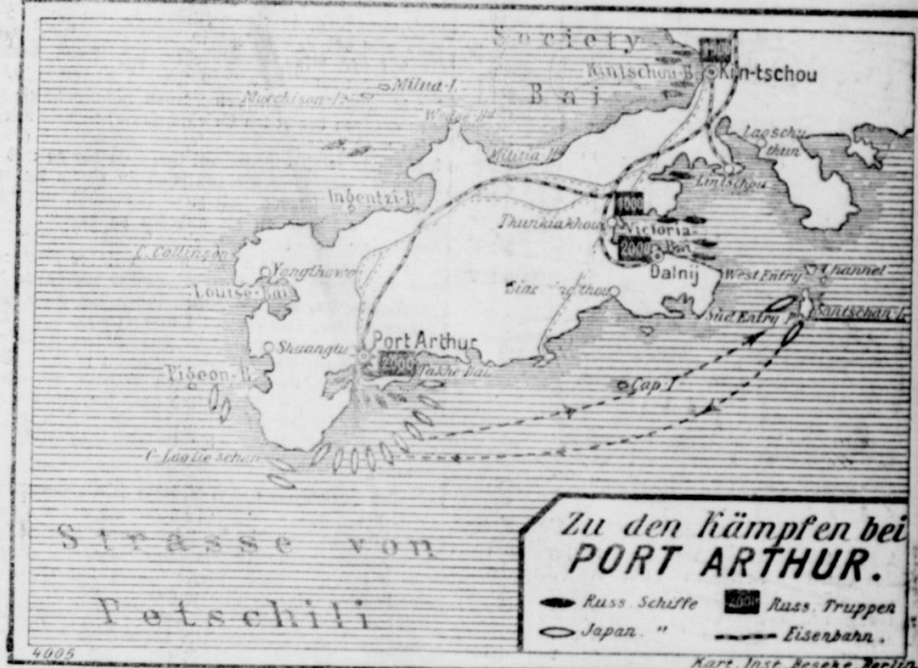
Ein gefährliches Ding ist im Eingekleben die Proklamation und im gesellschaftlichen Leben die Streitkraft. Welch ein Unheil ist schon angerichtet worden durch diese krankhaften Auswüchse des Rechtsstans und der Selbsthilfe! Wer etwas durchsetzen will, arbeitet sich leicht in die Ueberzeugung hinein, daß er dazu im Stande ist, daß sein Prozeß oder sein Volksthum die verlorenen Ansichten habe, daß die Partei der Begehrlichkeit lauter ist als die der Gerechtigkeit und der Gerechtigkeit über die Seite des Geistes und über seine eigenen Mittel; er hört nicht auf die warnende Stimme, dagegen schreit er auf alle, die ihm zureden. Wenn man der Tanz erst losgegangen, dann macht die steigende Kampfheit ihn vollständig laub und blind. „Nachgeben? Nie und nimmer! Lieber mit Ehren untergehen!“ Das sind die geschwollenen Redensarten, mit denen der Verblendete sich und seine Familie immer mehr ins Verderben hineinstreckt.

Allo Voricht im Gebrauch der Rechts- und Kampfmittel, die uns der moderne Staat gibt. Je mehr Freiheit, desto mehr Vermuth und Selbstbeherrschung ist nötig. Je folgenschwerer die Einwirkungsgefahr des Einzelnen sind, desto mehr muß er sich daran gewöhnen, nachzudenken zu überlegen und sich bei verhängenden und erlahmten Leuten Rat zu holen.

Der kluge Bürger kann sein Blut schmieden; der anklage kann auch sein Unglück schmieden.

„Verband, der Kaiser der Sahara.“

Wenn man schon den ersten April schreibt, so mußte man im Voraus, wie es um den folgenden Bericht beschaffen ist, da aber die Mäler in der Residenz um die Werte die Mäler der Tatsache betrachten, so mag sie den Lesern nicht vorzuziehen werden. Der Bericht dieses Verbands ist Herr Lebando, der Kaiser der Sahara, der, wie man weiß, seine Regierungstätigkeit unter anderem auch damit eröffnet hat, daß er gegen das Amherdamer Handelsblatt einen Prozeß wegen Missethatsbeleidigung angestrengt hat, einen Prozeß, der indessen, soviel wir wissen, bereits zweimal vertagt worden ist. Jetzt bereitet sich aber ein anderes Ereignis vor. Ende dieses oder Anfang des nächsten Monats wird im Haag eine Gelandenschaft Auftrag hat, dem Kaiser der Sahara einen Kaiser namentlich zum Geschenk zu machen. Die Gelandenschaft wird im Hotel des Indes, wo der Kaiser im Augenblick wohnt, absteigen, und man kann allenfalls erwarten, daß der Sultan, der im eigenen Lande alle Hände voll hat, um sich zu halten, die schöne Gelegenheit, sich beizugehen die Gm und die Freundschaft in der Zukunft vielleicht wichtigen Bundesgenossen zu sichern, nicht entgehen lassen will. Wie überdem verführt wird — die Gelandenschaften für sollen die beiden „Ordnungsbeamten“ seiner Majestät sein, die mit ihr im Hotel des Indes wohnen — hat die Anwesenheit Lebando im Haag auch den veltreue Zweck, dieselbe eine Gelandenschaft des Reichthums der Sahara zu errichten, für welche in der Residenz selbst oder wenigstens in ihrer Umgebung in palastähnliches Gebäude mit einem großen Park errichtet werden soll.



Der nächste Angriff auf Port Arthur am 10. März.

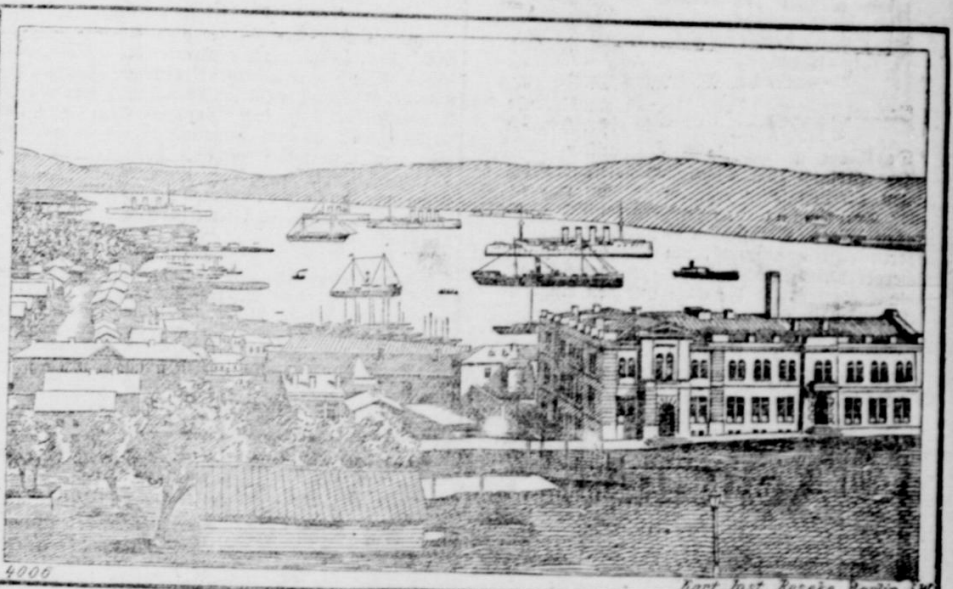
Wiederum ist am 10. März, von der japanischen Flotte ein nächstlicher Angriff auf Port Arthur unternommen worden. Die Torpedobatterien war in zwei Gruppen geteilt. Während die zweite Gruppe gegen den Hafen vorbrach und Dampfen anlegte, hielten die andere, südliche Gruppe, die geschützte Küste an; dabei hatte sie südlich von Kantschuan feindliche Torpedobatterien gesehen. Es kam zu einem kurzen, energiegelassen Kampf, bei welchem die Russen einiger russischer Fahrzeuge beschädigt wurden. Nachmittags abend, wandten sie sich in havariertem Zustand zur Nacht.

Auch die japanischen Schiffe scheinen Verluste gehabt zu haben, vornehmlich an Menschenleben.

Um 7 Uhr morgens traf die zweite Gruppe auf ihrem Rückwege auf zwei russische Torpedobatterien, die aus dem Hafen hatten. Während es dem einen gelang, zu entkommen, erlitt die zweite schwere Havarie und sank.

Die russischen Kreuzer Novik und Bagan kamen zur Aufnahme der Torpedobatterien mit Dampfen aus dem Hafen, mußten sich aber angesichts der in voller Schlachtordnung sich nähernden japanischen Schiffe wieder zurückziehen.

Der russische Kriegshafen in Wladivostok.



Wladivostok: zu deutsch: „Derische zur See!“ weils holzer Name!

Friedlich und harmlos liegt die kleine Stadt da; mit ihren hässlichen Gebäuden, Straßen und geräumigen Hafenanlagen giebt sie ganz das Gepräge einer europäischen Stadt.

Von Natur schon günstig gelegen, ist der Ort durch Vertiefungen auf den umgebenden Höhen zu einer harten Festung ausgebaut worden.

Aber! — acht Monate im Jahre ist der Hafen mit Eis bedeckt; wo bleibt während dieser Zeit das „Derische zur See“?

Auch zur Zeit des Kriegsandrucks bleibt dieses Eis das strengste Hindernis im Hafen, ob es jetzt ausgetaut ist? Schon zweimal ist der Ort von den Japanern beschossen worden, anscheinend mit gutem Erfolge.